

Zeitschrift:	Hochparterre : Zeitschrift für Architektur und Design
Herausgeber:	Hochparterre
Band:	9 (1996)
Heft:	12
 Artikel:	Ein Labyrinth mit Lichtblicken : Umbau des Deutschen Seminars der Universität Zürich
Autor:	Fischer, Sabine
DOI:	https://doi.org/10.5169/seals-120485

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 19.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Ein Labyrinth mit Lichtblicken

Mit minimalen Kosten, grosser Sorgfalt und einer guten Portion Erfindergeist wurde ein funktionalistischer Bau vom Laborgebäude zum Deutschen Seminar der Universität Zürich. Ein Bericht über einen Umbau und über die Grösse des Spielraums.

Der Haupteingang führt nicht wirklich ins Haus hinein, auch der Nebeneingang nicht. Die Besucher betreten lange Gänge mit geheimnisvollen Türen. Von einer Veränderung ist wenig zu sehen. Immer noch ist der Boden grau, die Türen aussen rot und innen gelb, der Deckenverputz leicht abgedunkelt. 1953 hatten die Architekten Hächler und Pfeiffer den Wettbewerb zur Erweiterung der Zürcher Universität gewonnen und bauten 1957/58 das physikalische Institut. Im besten Sinne des Funktionalismus reihten sie das Raumprogramm an schmalen Korridoren auf: An den Fassaden des dreibündigen Baus liegen die kleineren Räume, die damals als Labors konzipiert waren, und in der Mittelzone die zwei Hörsäle. An der Nordseite ist eine hohe Experimentierhalle an das Gebäude angeschlossen. Eine flexiblere Bauweise, wie sie Jacques Schader im gleichen Jahr im Schulhaus Freudenberg einsetzte, war den Architekten zu avantgardistisch. Das Laborgebäude war schon in den fünfziger Jahren ein konservativer Bau, alle Mauern waren massiv, die Fassaden systematisch gegliedert und die Oberflächen farbig.

Da diesen alten Werten mit dem minimalen Budget, das das Hochbauamt des Kantons Zürich für den Umbau zur Verfügung stellte, nicht überall etwas Neues entgegengestellt werden konnte, beschloss der Architekt Ernst Strelbel, sich im Bürotrakt und an der Fassade wie ein Denkmalpfleger zu verhalten. Er machte aus der finanziellen Not eine gestalterische Tugend



Aus einem Sammlungsraum für physikalische Instrumente wurde ein Begegnungsraum für Germanisten

und befolgte die alte Hausvaterregel: alles wiederverwenden, was man noch brauchen kann.

Der Beweis

Hinter den roten Türen, wo einst Gewichte und Ströme gemessen wurden, stapeln sich heute die Bücher. Wo die Büros zusätzlich unterteilt wurden, sind die Türzargen grau und die Glasprofile der Oberlichter schwarz gehalten. So unterscheidet sich das Zugefügte vom Vorhandenen. Die technischen Anschlüsse für Wasser, Strom und Starkstrom, Luft und Druckluft zwischen dem erneuerten Verputz erinnern an die ehemalige Nutzung. Warum sie, bei allen Sparmassnahmen, dort bleiben durften? Weil der Architekt bewies, dass dies die billigste Lösung war.

Auch die zwei Hörsäle in der Mittelzone des Gebäudes sollten saniert werden. Diese Räume mit frontaler Ausrichtung zum Professorenplatz und ohne Fenster störten die Germanisten, denn sie halten ihren Unterricht gerne mit Diskussionen ab. Hier etwas zu verändern, war, wie mancherorts in diesem Bau, zu teuer. Doch was niemand gedacht hätte: Der Architekt suchte so lange, bis sich die Auffrischung des bestehenden Mobiliars als die günstigste Variante erwies. So reihen sich die Buchenholzmöbel weiterhin unter der geschwungenen Holzdecke mit erneuerter Be-

leuchtung die Stufen hinauf. Je enger der Spielraum und je stärker der Spardruck, desto nötiger war der Erfindergeist Ernst Strelbel. Kaum einer der neuangeschafften Tische und Regale stammt aus dem Katalog. Dass aus einem Stück Buchenholz und acht Metallprofilen der günstigste Tisch gebaut werden kann, mögen viele vergessen haben. In diesem Gebäude stehen die Beweisstücke.

Lichtblicke

Früher wie heute verraten im Haupteingang nur eine Anschlagwand und einige Garderobenständner, dass das Gebäude benutzt ist. Durch eine profilierte Glaswand, hinter der einer der kleineren Seminarräume liegt, dringt das Tageslicht auf den Vorplatz. Wer sich dann eine der seitlich angelegten Treppen hinaufwagt, findet bald heraus, dass diese nur bis zu den Hörsälen im dritten Stockwerk des vierstöckigen Gebäudes führt. Der oberste Stock kann nur über die Nebentreppe betreten werden.

Als ob dieses Gebäude ein Labyrinth sein wollte, in dem sich erst nach langen Gängen ein Raum auftut, öffnet sich zwischen den Hörsälen der «Begegnungsraum» über zwei Geschosse. Nach dem Gang durch die langen Korridore überwältigt das Licht, das durch die runden Aussparungen in der Decke eintritt, die Sinne. Auf zwei Galerien, wo früher Instrumentenschränke den Raum füllten, und in der Mittelzone, die früher leer stand, befinden sich nun Einzel- und Gruppenarbeitsplätze. Auch Feste dürfen hier gefeiert werden.

Unterwanderte fünfziger Jahre

Wer sich über die Treppe nach unten wagt, stösst auf das eigentliche Ereignis des Umbaus. Hier hat der Architekt nicht nur zurückhaltend ergänzt, sondern die Geschichte des Gebäudes weitergeschrieben. Die ab-

Deutsches Seminar 1992–95 Schönberggasse, Zürich

Architekten: Meletta Strelbel Zanger, Zürich

Verantwortlicher Partner: Ernst Strelbel
Mitarbeiter: Madeleine Berchtold Strelbel, Rolf Mettauer

Bauherrschaft: Kanton Zürich, Hochbauamt, Abteilung Universitätsbauten

Benutzer: Universität Zürich, Allgemeiner Lehrbereich und Deutsches Seminar

Bauingenieure: Hans R. Hollenweg, Russikon; Walter Gebhard, Zürich

Elektroinstallation: Gode, Zürich

Heizung/Lüftung/Sanitär: Lehmann & Hug, Zürich

Beleuchtung: Erwin Egli, Basel
Kunst am Bau: Hans-Peter Kistler, Zürich/Pfungen

Flächen (brutto): Einbau einer Arbeitsbibliothek: ca. 1600 m²

Sanfte Sanierung für das Deutsche Seminar: ca. 4000 m²

Sanfte Sanierung der Hörsäle: ca. 450 m²

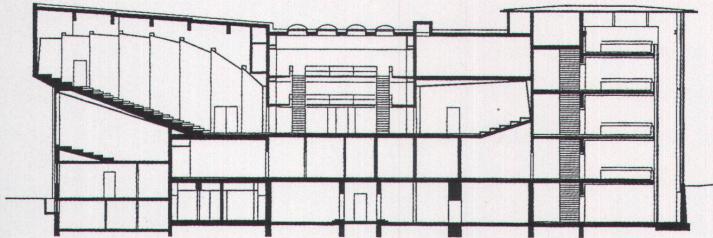
Kosten (BKP 1-9):

Umbau für das Deutsche Seminar ca. 6,5 Mio. Franken

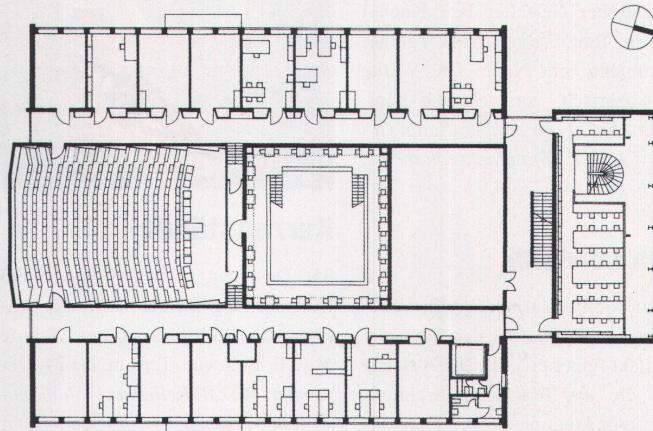
Sanierung der Hörsäle ca. 1,5 Mio. Franken



Hinter der sorgfältig erneuerten Nordfassade schimmert die Bibliothek hervor



Querschnitt in der Längsachse. In der Mitte der Aufenthaltsraum, rechts die Bibliothek



Grundriss zweites Obergeschoss

schliessbaren Kästchen im Vorraum sind zartgelb, rostrot und stahlblau wie die Türen und Treppengeländer aus den fünfziger Jahren. Eine gerundete Wand, symmetrisch wie der Bau, verrät, dass hier etwas verändert worden ist. Sie führt zur hellen, talgerichteten Seite des Gebäudes. Anstelle der Werkstätten nimmt nun eine Arbeitsbibliothek das Untergeschoss ein. Hier setzen sich die zwei kälteren Töne, das Gelb und das Blau, fort und spielen mit den Buchrücken, die die Farbigkeit des Raumes hauptsächlich prägen. Deutlich treten die Einbauten aus der Wand als neue, fremde Teile, die das Alte zitieren.

Zwischen Bücherregalen und dem Lesesaal, wo das Licht von oben auf die Buchenholztische fällt, führt der Weg zum 17 Meter hohen Experimentierraum, wo früher Gewichte beschleunigt und Blitze erzeugt wurden. Jetzt füllt ein wuchtiges Möbel die Halle und nennt sich Bücherturm. 2,50 Meter Abstand zwischen der Fassade und den neu eingebauten Geschossen

könnten gerettet werden. Durch den Luftraum fliegen jetzt die Gedanken der Literaten und Lesenden. Das macht die Arbeitsplätze im Bücherturm bei den Studierenden beliebt. Auf allen vier Galerien reihen sich die Bücher der Wand entlang in den Regalen, dazwischen stehen fünf Reihen Tische. Unter der Decke führt weiterhin die Schiene der Kranbahn von einer Wand zur anderen und ist wie die Profile der Glasfassade neu im originalen Türkis gestrichen. Trotz aller Platzsparerei hat der Bücherturm der schmalen hohen Halle etwas Spektakuläres abgewonnen.

Über den Lesetischen unter der Fassade reicht das «Goethe-Projekt» des Künstlers Hans-Peter Kistler von der einen anthrazitgrauen Wand zur anderen. In kubischen Farbobjekten werden die Grundlagen der Farbenlehre Goethes mit der Renaissance verschmolzen. Auf den Oberflächen der Kuben reagiert die Farbe mit dem Licht. Die Kunst thematisiert die Farbigkeit im Lauf der Zeit.



Bilder: Heinrich Heifenstein
Wo früher Blitze erzeugt wurden, stehen jetzt die «Grossbüchergestelle» in der Halle

Höhenflug im Luftraum

Die Glaskonstruktion, die sich über die gesamte Nordfassade zieht, ist von innen wie von aussen die Hauptattraktion des Gebäudes. Sie wurde durch eine Isolierverglasung ersetzt, die dank der dunkel gestrichenen Glasleisten das Bild der Fassade nicht verändert. Auf einem vertikalen Modul von 1,50 Metern aufgebaut, verschiebt sich das System in der Horizontalen nach strengen Gesetzen zu einer vielschichtigen Komposition. Die quadratischen Elemente sind klarverglast und schneiden Bilder aus der Umgebung, die hinter dem sonst profilierten Glas unscharf erscheint.

Von den neu eingebauten Galeriegeschossen werden diese gefassten Aussichten, die auf jedem Stockwerk neue Bilder erzeugen, erst richtig erfahrbar. Auch die Stahltreppe, die zwischen den massiven Galerieeinbauten als eigenes Element formuliert ist, erzeugt ein Filtern der Wahrnehmung. Die Trennung des Aufgangs von den Ar-

beitsplätzen sollte gegenseitige Störungen begrenzen. Doch dagegen stand der Wunsch nach der Transparenz des Raumes. So verkleidet nun ein Lochblech die rund geführte Treppe und macht den Aufgang zu einem Film aus winzigen Einzelbildern.

Der Spielraum der Erfinder

Der Nutzungswechsel vom Labor zum Seminargebäude macht offensichtlich, dass ein guter Raum ein guter Raum und ein schlechter Raum ein schlechter Raum bleibt, unabhängig von der Funktion. Der Umbau konnte nicht herzaubern, was die Architekten in den fünfziger Jahren verpasst hatten. Aber was es zu retten gab, ist für wenig Geld erhalten worden. Wenn der geringe Spielraum die nötigen räumlichen Verbesserungen verhinderte, so wurden die Architekten doch im Kleinen herausgefordert. Die letzte Etappe, die das Deutsche Seminar auch behindertengängig machen soll, ist noch im Bau.

Sabine Fischer